



GIUSEPPE CATOZZELLA, geboren 1976, arbeitete nach seinem Studium als Journalist für verschiedene Zeitungen und Zeitschriften. Daneben schrieb er erste Gedichte und veröffentlichte literarische Texte. 2011 erregte sein Roman »Alveare«, in dem er die Machenschaften der 'ndrangheta in Mailand beschreibt, in seinem Heimatland großes Aufsehen. Sein Roman über die tragische Geschichte der somalischen Läuferin Samia war in Italien ein Bestseller.

*Mit Träumen im Herzen* in der Presse:

»Catozzella erschafft eine Welt, die du beobachtest, die dich verletzt. Aber in dem Moment, in dem du merkst, dass auch du zu dieser Welt gehörst, wird dir klar, dass dieses Buch dich bereits verändert hat.«

*Roberto Saviano*

»Endlich! Giuseppe Catozzellas Buch ist genau die Literatur, die es braucht, um die großen Dramen unserer Zeit zu erzählen.«

*Erri De Luca*

»Catozzella erzählt Samias Geschichte ohne Pathos und Kitsch.«

*Die Presse am Sonntag*

»Dieses Buch beruht auf der großen Vorstellungskraft von Giuseppe Catozzella, der es schafft, sich in ein somalisches Mädchen einzufühlen.«

*Frankfurter Rundschau*

Besuchen Sie uns auch auf [www.penguin-verlag.de](http://www.penguin-verlag.de)  
und Facebook.

Giuseppe Catozzella

Mit Träumen  
im Herzen

Roman nach einer  
wahren Geschichte

Aus dem Italienischen  
von Myriam Alfano

Die italienische Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel  
»Non dirmi che hai paura« bei Giangiacomo Feltrinelli Editore, Mailand.

Die deutsche Erstaussage erschien 2014 unter dem Titel  
»Sag nicht, dass du Angst hast« beim Albrecht Knaus Verlag, München.

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text  
enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt  
der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten.  
Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss.  
Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967



**PENGUIN** VERLAG

PENGUIN und das Penguin Logo sind Markenzeichen  
von Penguin Books Limited und werden  
hier unter Lizenz benutzt.

1. Auflage 2017

Copyright © 2014 by Giuseppe Catozzella

Published by arrangement with Agenzia Santachiara

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2014 by

Albrecht Knaus Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: Cornelia Niere, München

Umschlagmotiv: Nick Purser/Gettyimages

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-328-10059-1

www.penguin-verlag.de



Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

## I

An dem Morgen, an dem Ali und ich Bruder und Schwester wurden, war es glühend heiß und wir standen im schmalen Schatten einer Akazie.

Es war ein Freitag, der wöchentliche Feiertag. Der Lauf war lang und anstrengend gewesen, wir waren beide nassgeschwitzt: Von Boondheere, wo wir wohnten, waren wir bis zum Koonis-Stadion gelaufen, ohne ein einziges Mal anzuhalten. Sieben Kilometer durch enge, versteckte Gassen, die Ali wie seine Westentasche kannte, unter einer Sonne, die die Steine zum Schmelzen brachte.

Zusammen waren wir sechzehn Jahre alt, jeder acht, unsere Geburtstage lagen drei Tage auseinander. Wir konnten gar nichts anderes sein als Bruder und Schwester, da hatte Ali recht, und dabei stammten wir aus zwei Familien, die eigentlich nicht einmal miteinander reden durften. Stattdessen wohnten sie im selben Haus und teilten seit jeher alles miteinander.

Bis zum Po mit dem feinen weißen Straßenstaub bedeckt, der in dieser Gegend beim geringsten Windhauch aufwirbelt, wollten wir uns unter der Akazie kurz ausruhen und abkühlen, als Ali plötzlich mit dieser Sache von der *abaayo* anfang.

»Willst du meine *abaayo* sein?«, fragte er mich noch keuchend, die Hände in die knochigen schmalen Hüften gestützt. Seine kurze blaue Hose hatten vor ihm schon

alle seine Brüder getragen. »Willst du meine Schwester sein?«

Du kennst jemanden ein Leben lang, aber von einem bestimmten Moment an ist dieser Jemand, wenn er ein wichtiger Mensch für dich ist, dein Bruder oder deine Schwester. Ein einziges Wort verbindet beide dann ein ganzes Leben lang.

Ich sah ihn bloß schief an.

»Nur wenn du mich fängst«, stieß ich hervor und rannte wieder los, in Richtung nach Hause.

Ali musste alles gegeben haben, denn schon nach wenigen Schritten erwischte er mich am T-Shirt und brachte mich ins Stolpern. Wir fielen der Länge nach hin; er auf mich, und sofort klebte der Staub überall auf unserer verschwitzten Haut und den dünnen Kleidern. Es war fast Mittag, kein Mensch unterwegs. Ich versuchte nicht, mich zu befreien, wehrte mich nicht. Es war ein Spiel.

»Also?«, fragte er mit ernster Miene, und ich spürte seinen warmen Atem auf meinem Gesicht.

Ich sah ihn nicht an, kniff nur angewidert die Augen zusammen.

»Du musst mir einen Kuss geben, wenn du mein Bruder sein willst. Du kennst doch die Regeln.«

Ali machte sich lang wie eine Eidechse und drückte mir einen feuchten Kuss auf die Wange.

»*Abaayo*«, sagte er. Schwester.

»*Aboowe*«, antwortete ich. Bruder.

Wir standen auf, und los ging es.

Wir waren frei, hatten die Freiheit zu laufen.

Zumindest bis nach Hause.

Unser Haus war kein Haus im üblichen Sinne, nicht schön oder komfortabel. Es war klein, winzig klein. Zwei Familien lebten dort, meine und Alis, im selben Hof, umgeben von einer Lehmmauer. Unsere Zimmer lagen einander gegenüber, jeweils am anderen Ende des Hofes. Wir wohnten auf der rechten Seite und hatten zwei Zimmer, eins für mich und meine sechs Geschwister und eins für unsere Eltern. Die Wände bestanden aus einer Mischung aus Lehm und Reisig, die in der Sonne steinhart wurde. Als wollte es uns von unseren Eltern trennen, lag zwischen unseren beiden Zimmern das Zimmer der Hausbesitzer, der Familie Omar Sheikh – ein dicker Mann mit einer noch viel dickeren Frau. Kinder hatten sie keine. Sie wohnten eigentlich an der Küste, aber hin und wieder verbrachten sie eine Nacht hier, und wenn sie da waren, machte alles viel weniger Spaß. »Hebt euch eure Späße bis übermorgen auf«, sagte Said, mein ältester Bruder, wenn sie im Anmarsch waren, und meinte damit den Tag ihrer Abreise.

Alì hingegen wohnte mit seinem Vater und seinen drei Brüdern in einem einzigen Zimmer, das direkt an der Mauer auf der linken Seite lag.

Das Schönste war unser großer Hof, in dem ein einzelner riesiger Eukalyptusbaum stand. Der Hof war so groß, dass alle unsere Freunde immer zu uns zum Spielen kommen wollten. Im Haus und überall sonst war der Boden aus der weißen Erde, die in Mogadischu durch alle Ritzen dringt. Im Schlafzimmer zum Beispiel hatten wir Strohmatten unter die Matratzen gelegt, aber das nützte nicht viel: Said und Abdi, meine beiden ältesten Brüder, mussten sie alle zwei Wochen draußen ausklopfen, so fest sie konnten, um auch noch das letzte Staubkorn loszuwerden.

Der dicke Omar Sheikh hatte das Haus vor vielen Jahren selbst gebaut, höchstpersönlich. Und er hatte es genau an dieser Stelle haben wollen, rund um den majestätischen Eukalyptusbaum. Schon als Kind war er jeden Tag an ihm vorbeigelaufen und hatte sich in den Baum verliebt, zumindest erzählte er uns das immer und immer wieder mit seiner komischen Fistelstimme. Schon damals war der Eukalyptusbaum groß und stark gewesen, und er hatte gedacht: Hier soll mal mein Haus stehen. Dann begannen, unter der Herrschaft des Diktators, die Probleme mit den Geschäften, und es sah aus, als würde es Krieg geben; also zog er lieber an einen ruhigeren Ort und vermietete die drei Zimmer an unsere beiden Familien, an meine und an die von Ali.

Ganz hinten, in der Nähe von Alis Zimmer, war die Hütte mit dem Gemeinschaftsklo. Ein winziges Kabuff aus Bambusrohren mit einem stinkenden Loch in der Mitte, wo wir unsere Notdurft verrichteten.

Unser Zimmer war vier Mal vier Meter groß, mit sieben Matratzen auf dem Boden. In der Mitte schliefen die Jungs, am Rand wir vier Mädchen, Ubah und Hamdi an der linken Wand, Hodan, meine Liebblingsschwester, und ich an der rechten. In der Mitte thronte, wie ein ewig über uns wachendes Feuer, der unvermeidliche *ferus*, die Petroleumlampe, ohne die Hodan niemals bis tief in die Nacht hinein hätte lesen oder ihre Lieder schreiben können und ohne die Shafici, unser jüngster Bruder, nicht die Schattenfiguren an die Wand hätte zaubern können, über die wir uns schief-lachten, so plump und misslungen waren sie.

»Toll, dein Schattentheater, sehr fantasievoll«, sagte Said immer zu ihm.

Zu siebt in das kleine Zimmer gepfercht, amüsierten wir



uns also jeden Abend vorm Einschlafen prächtig und versuchten, unsere Eltern nicht zu sehr zu stören – und auch Yassin nicht, Alis Vater, der mit Alì und den anderen drei Söhnen gegenüber schlief. Nur ein paar Schritte von mir entfernt. Drei Tage lagen zwischen Alis und meinem Geburtstag und nur wenige, ganz wenige Schritte trennten uns voneinander.

Seit wir auf der Welt waren, teilten Alì und ich jeden Tag das Essen und die Toilette miteinander. Und natürlich auch die Träume und Hoffnungen, die beim Essen und Kackamachen entstehen, wie *aabe*, mein Vater, immer sagte.

Unsere Welt war vollkommen, nichts hätte uns auseinanderbringen können. Auch wenn er ein *daarood* war und ich eine *abgaal*, die beiden Clans, die acht Wochen vor unserer Geburt anfangen, sich zu bekriegen, im März 1991.

Unsere Mütter brüteten uns Letztgeborene aus, während die Clans den Krieg, unseren großen Bruder, ausbrüteten, sagten meine Eltern immer. Ein böser Bruder, aber doch jemand, der dich in- und auswendig kannte, der genau wusste, wie leicht er dich glücklich oder traurig machen konnte.

Es war verboten, wie Alì und ich im selben Haus zu wohnen. Wir hätten einander hassen müssen, wie alle anderen Abgaal und Daarood einander hassten. Aber so war es nicht. Wir hatten immer unseren eigenen Kopf, auch beim Essen und beim Austreten.

An dem Morgen, an dem Alì und ich Bruder und Schwester wurden, hatten wir für den jährlichen Stadtlauf in Mogadischu trainiert. Bis dahin waren es noch zwei Wochen, was mir ewig vorkam. Der Tag des Wettlaufs war für mich der wichtigste des Jahres. Freitags war

Feiertag und es galt Waffenruhe, man konnte also unbesorgt draußen sein und durch die Straßen der Stadt laufen, wo alles so weiß war.

Alles war weiß in Mogadischu.

Die Mauern der mit Einschusslöchern übersäten oder durch Handgranaten halb eingestürzten Gebäude waren fast alle weiß oder grau oder ockerfarben oder gelblich. Jedenfalls hell. Auch die ärmsten Häuser, wie unseres, aus Lehm und Reisig, wurden schnell weiß wie der Straßentaub, der sich auf die Fassaden legte und auf alles andere.

Wenn man in Mogadischu rannte, wirbelte man eine feine Staubwolke hinter sich auf. Alì und ich zogen zwei Wolken hinter uns her, die ganz langsam zum Himmel aufstiegen und dann verschwanden. Wir liefen immer dieselbe Strecke, die Straßen waren zu unserem persönlichen Trainingsplatz geworden.

Wenn wir an den Buden vorbeiliefen, vor denen die Alten saßen und Karten spielten oder *shaat* tranken, landete unser Staub in ihren Gläsern. Immer. Wir machten das mit Absicht. Sie standen dann auf und taten so, als würden sie uns hinterherlaufen, aber wir gaben Gas, in Sekundenschnelle hatten wir sie abgehängt und noch mehr Staub aufgewirbelt. Für uns war es ein Spiel, wir hatten unseren Spaß und sie auch ein bisschen. Wir mussten allerdings aufpassen, wo wir hintraten, denn abends wurde der Müll auf der Straße verbrannt, und am nächsten Morgen lag überall verkohltes Zeug herum. Benzinkanister, Öldosen, Reifenteile, Bananenschalen, Glasscherben, einfach alles. Beim Laufen sahen wir in einiger Entfernung immer viele rauchende Haufen, wie kleine Vulkane kurz vor dem Ausbruch.

Bevor wir in die engen Gassen abbogen, die zu der großen, parallel zum Meer verlaufenden Straße führten, lie-

fen wir immer über Jamaral Daud, eine breite zweispurige Allee, von Akazien gesäumt und mit dem üblichen Staub bedeckt.

Es gefiel uns, wenn der Altar des Vaterlands, das Parlament, die Nationalbibliothek, das Gericht an uns vorbeizogen. Davor versammelten sich die fliegenden Händler: bunte Tücher auf dem Boden, auf denen sie ihre Waren feilboten, Tomaten und Karotten, aber auch Scheibenwischer und andere Gebrauchsgegenstände. Unter den Bäumen hielten sie ihr Nickerchen, bis ein Kunde vorbeikam, und wenn wir vorbeiliefen, starrten sie uns an, als wären wir zwei Marsmännchen. Sie machten sich über uns lustig.

»Wohin so eilig, ihr zwei Rotzlöffel? Heute ist Ruhetag, also gebt Ruhe«, riefen sie uns zu.

»Zu deiner Frau, alte Schlafmütze!«, antwortete Alì. Manchmal warfen sie uns eine Banane hinterher oder eine Tomate oder einen Apfel. Dann blieb Alì stehen, sammelte das Obst auf und rannte blitzschnell weiter.

Der Lauf war ein großes Ereignis, das mir sogar wichtiger vorkam als der 1. Juli, der Tag der Unabhängigkeit von den italienischen Kolonialherren, unser Nationalfeiertag.

Wie immer wollte ich gewinnen, aber ich war erst acht Jahre alt, und alle nahmen teil, auch die Erwachsenen. Beim Lauf im Jahr zuvor war ich Achtzehnte geworden, dieses Mal wollte ich als eine der ersten fünf das Ziel erreichen.

Wenn mein Vater und meine Mutter diesen Ehrgeiz an mir wahrnahmen, den ich schon als kleines Mädchen hatte, versuchten sie herauszufinden, was mir durch den Kopf ging.

»Na? Gewinnst du dieses Mal auch, Samia?«, fragte Aabe Yusuf, mein Vater, ironisch. Er saß im Hof auf seinem Strohstuhl, zog mich zu sich heran und wuschelte mir mit seinen riesigen Händen durch die Haare. Ich hatte Spaß daran, es bei ihm genauso zu machen, und stocherte mit meinen kurzen, dünnen Fingerchen in seiner dichten schwarzen Haarpracht herum oder hämmerte ihm auf die Brust mit dem Hemd aus weißem Tuch. Dann packte er mich und hob mich, groß und stark, wie er war, mit nur einem Arm in die Luft und setzte mich anschließend wieder auf seinen Schoß.

»Ich hab doch noch nie gewonnen, Aabe, aber bald!«

»Du erinnerst mich an eine Gazelle, weißt du? Du bist meine kleine Lieblingsgazelle«, sagte er dann, und wenn ich seine mächtige Stimme so zärtlich werden hörte, bekam ich ganz weiche Knie.

»Aabe, ich bin vielleicht so schnell wie eine Gazelle, aber ich bin doch nicht wirklich eine ...«

»Dann lass mal hören: Wie willst du denn gegen die Großen gewinnen?«

»Schneller rennen als sie! Ist doch ganz einfach, Aabe! Vielleicht dieses Mal noch nicht, aber irgendwann bin ich die schnellste Läuferin von ganz Mogadischu.«

Er fing an zu lachen, und wenn *hooyo* Dahabo, meine Mutter, in der Nähe war, lachte sie laut mit. Aber gleich darauf, er hielt mich noch fest im Arm, wurde Aabe schwermütig.

»Irgendwann, ja, ja, kleine Samia. Irgendwann ...«

»Doch, Aabe, manche Sachen weiß man einfach. Und ich wusste schon, als ich noch nicht richtig sprechen konnte, dass ich mal Champion werde. Das hab ich mit zwei schon gewusst«, versuchte ich ihn zu überzeugen.

»Glückliche, kleine Samia. Ich wüsste viel lieber, wann dieser verdammte Krieg endlich aufhört.«

Dann stellte er mich zurück auf den Boden und starrte wieder ins Leere.

Ali und mich kümmerte der Krieg nicht. Sollten sie sich auf der Straße doch gegenseitig erschießen, uns ging das nichts an. Denn das Wichtigste konnte er uns nicht nehmen: was wir einander bedeuteten.

Doch der Krieg konnte einem so einiges nehmen. Mir nahm er zum Beispiel das Meer. Das Erste, was ich direkt nach der Geburt in der Nase hatte, war der Geruch des Meeres, der die ganze Küstenstraße entlang bis in unseren Hof wehte, das Salz, das ich immer im Haar und auf der Haut spürte, die Feuchtigkeit, die jedes Luftmolekül durchdrang. Dabei hatte ich das Meer nur ein einziges Mal berührt. Ich wusste, dass es Wasser war, dass man nass wurde, wie am Brunnen, wenn man hineinsprang, aber solange ich das nicht gemacht hatte, glaubte ich es nicht.

Manchmal hatte ich den Sand berührt, obwohl ich nicht durfte. Ali und ich schlichen uns nachmittags ab und zu ganz vorsichtig durch all die Gässchen, die nur er kannte, an die endlose Weite des Meeres heran. Versteckt hinter einem Laster oder einem Panzer an der Straße, die den ganzen Strand von Süden nach Norden entlangführt, sahen wir stundenlang den Wellen zu, wie sie kamen und gingen und mit der Sonne spielten, die überall glitzerte. Wir hatten wahnsinnige Lust, uns in die Wellen zu stürzen. Da lag dieses Unermessliche direkt vor unseren Augen, und wir durften nicht hinein.

Zwei oder drei Mal wurde Ali aber doch ungeduldig, ich merkte es, weil er andauernd die Hände aneinanderrieb. Er sah sich um, packte mich am Arm und zischte: »Lauf!« Dann rannten wir über die Straße und setzten uns in den Sand. Vollkommen verrückt, wir hätten erschossen werden können, der Strand gehörte zu den Lieblingsplätzen der Milizionäre, und unter dem offenen Himmel hatten die Gewehrkugeln freie Bahn. Aber wir taten einfach so, als wären wir normale, unbedachte Kinder, die noch wussten, wie man spielte.

Der Sand war warm und fein wie Goldstaub. Kein Mensch weit und breit. Erst rollten wir darin herum, dann balgten wir uns und stopften uns gegenseitig Sand in die Kleider, in die Haare, überallhin. Ich schlug Purzelbäume, und Ali lachte wie ein Irrer, als hätte er den Verstand verloren. Ich hatte ihn noch nie so gesehen, er riss den Mund auf und zeigte seine großen, strahlend weißen Zähne.

»Du siehst aus wie ein mit Maismehl paniertes Fleischbällchen!«, rief er und lachte weiter, mit seinem ulkigen Gesicht, der flachen Nase, den vollen Lippen und seinen kleinen, eng beieinanderliegenden Augen.

»Du bist ein Mais-Fleischbällchen!«, rief er wieder.

Ich wollte mich losmachen, schaffte es aber nicht, er war so viel stärker als ich, obwohl er keine Muskeln hatte, lang war er und ganz sehnig. Während ich versuchte, mich aus seinem Griff zu winden, hielt er mich fest in den Sand gedrückt und tat so, als wollte er mich auf den Mund küssen, mit seinem nach vorn gereckten Schildkrötenkopf. Angewidert warf ich den Kopf nach rechts und links, aber wenn er ganz nah war, küsste er mich nicht, sondern machte nur »Buh!« und pustete mir Sand in die Augen.

Ich hasste ihn.

Ein Mal, nur ein einziges Mal, getrieben von einer Macht, die stärker war als wir, gingen wir ans Wasser. Einen kleinen Schritt nach dem anderen, fast ohne es zu merken.

Eine unglaublich schöne Fläche lag vor uns, wie ein schlafender, tief atmender Elefant. Die langen Wellen machten ein wunderbares Geräusch, wie eine Stimme, sie erinnerten mich an die kleinen Muscheln in dem Schraubglas, die Hooyo von Aabe geschenkt bekommen hatte, als sie verlobt waren, und die sie in einer Holzkommode in ihrem Zimmer versteckte. Manchmal holten wir das Glas heraus und drehten es langsam hin und her, um die Stimme des Meeres zu hören.

*Schschhh. Schschhh.*

Wir gingen ans Wasser und hielten Hände und Füße hinein. Ich steckte ein paar Finger in den Mund. Salz.

In der Nacht darauf träumte ich von den Wellen. Ich träumte davon, mich in dieser Endlosigkeit zu verlieren, mich wiegen zu lassen, auf und ab, den Launen des Wassers folgend.

Das Meer hatte er mir zum Beispiel genommen, der Krieg. Dafür machte er mir Lust aufs Laufen. Meine Lust zu rennen war so groß wie das Meer. Das Laufen war mein Meer.

Wenn Ali und ich immer so taten, als gäbe es keinen Krieg, dann deshalb, weil ich das Kind von Yusuf Omar war und er das Kind von Yassin Ahmed. Auch sie waren seit ihrer Geburt miteinander befreundet, und auch sie waren zusammen aufgewachsen, in Jazeera, einem Dorf südlich der Stadt. Sie waren in dieselbe Schule gegangen, und auch ihre Väter hatten schon zusammen gearbeitet, zu Zeiten der italienischen Kolonialherren. Und gemeinsam hatten unsere



Väter von ihren Vätern einige Redewendungen in dieser Sprache gelernt. *Was du heut nicht kannst besorgen, verschiebe ruhig auf morgen.* Oder: *Die Welt ist ein Dorf. Hilf dir selbst, so hilft dir Gott.*

Außerdem hatten sie den Satz gelernt: *Würde doch scheffelweise Büffelscheiße auf dich niederprasseln*, in allen Variationen. Ihr italienischer Chef sagte das immer, als sie noch im Hafen arbeiteten und Container ausluden. Eines schönen Tages hatte sich unversehens ein Container über ihm geöffnet, und er wurde unter einem ganzen Schwall Gülle begraben. Seine Geschäfte liefen von da an wie geschmiert, trotzdem hatte er sich angewöhnt, den Spruch wie einen Fluch zu benutzen.

Eine andere Redewendung lautete: *Wir sind alle Söhne desselben Vaterlandes.* Und das sagten sie am liebsten, diese unzertrennlichen Freunde, die wie Pech und Schwefel zusammenhielten.

Genau wie wir.

»Könnte uns irgendwas auseinanderbringen?«, überlegten Alì und ich an manchen glutheißen Nachmittagen, wenn er mir half, auf den Eukalyptusbaum zu klettern, wo wir halbe Tage unter dem kühlen Blätterdach verbrachten und über die Zukunft redeten. Auf dem Baum war es herrlich, wir dachten uns dort eine Welt aus, in der es nur uns zwei und unsere Träume gab.

»Nein!«, antworteten wir abwechselnd. Und dann machten wir den Schwur der Freunde fürs Leben, wir kreuzten die Zeigefinger vor den Lippen, küssten sie, verschränkten sie andersherum und küssten sie noch einmal. Nichts und niemand konnte sich zwischen uns stellen. Darauf hätten wir alles gewettet, selbst unser Leben.

Der Eukalyptusbaum war auch Alis Lieblingsversteck, wenn er nachmittags keine Lust hatte, lesen zu üben. Obwohl Hodan fünf Jahre älter war als ich, gingen wir jeden Morgen zusammen in die Madrasa-Musjma-Schule, eine Schule für Grund-, Mittel- und Oberstufe. Ali kam nicht mit, sein Vater hatte nie das Geld gehabt, ihn zur Schule zu schicken. Er hatte die erste Klasse der öffentlichen Grundschule besucht, dann war das Gebäude durch eine Granate zerstört worden, und seitdem war er nicht mehr hingegangen. Seit jenem unglückseligen Tag fand der Unterricht im Freien statt, und es war nicht leicht, Lehrer zu finden, die das Risiko in Kauf nahmen, dass ihnen eine Bombe auf den Kopf fallen konnte.

Wer etwas lernen wollte, musste auf eine Privatschule gehen. Unser Vater konnte sich das ein paar Jahre lang leisten und brachte dafür viele Opfer, aber für Yassin war es seit dem Krieg schwierig, sein Obst und Gemüse an den Mann zu bringen. Kaum jemand wollte bei einem »dreckigen Daarood« einkaufen, wie man in Mogadischu sagte.

Ali litt immer darunter, dass wir lesen und schreiben konnten und er nicht. Er fühlte sich dadurch minderwertig, wie überhaupt sein ganzer Clan in unserem Viertel als minderwertig galt. Und das mit dem Lesen war so eine Art Beweis für seine Minderwertigkeit.

Ab und zu versuchten wir, ihm das Alphabet beizubringen, gaben aber jedes Mal schnell wieder auf.

»Konzentrier dich doch, Ali«, sagte Hodan, die sich schon immer gern wie eine kleine Lehrerin benahm, wie ein Kindermädchen.

Er strengte sich an, aber es war zu schwierig. Lesen lernen dauerte lange, man konnte sich nicht einfach mal nachmittags im Hof an den Tisch setzen, an dem Aabe und

Yassin immer Karten spielten, und es versuchen, wenn man sowieso am liebsten in der immer noch heißen Sonne herumtoben wollte. Die Einzige, die sich bei der ganzen Sache irgendwie amüsierte, war Hodan, die Lehrerin spielte und mich und Ali dazu verdonnerte, ihre Schüler zu sein. Ich war immer die Fleißige und er der Faulpelz.

»Ich kann das nicht«, sagte Ali. »Es ist zu schwer. Außerdem ist es mir egal! Was bringt das schon, wenn man lesen kann?«

Ich musste dann die hilfsbereite Kameradin spielen, sonst schimpfte Hodan.

»Komm schon, Ali! So schwer ist es ja gar nicht. Ich hab's doch auch gelernt. Schau mal, das sind die Vokale: A, E, I, O...«, versuchte ich ihn zu ermutigen.

Er lief weg. Nichts zu machen. Zehn Minuten hielt er durch, bis zu dem Moment, an dem Hodan einen Abschnitt aus einem Buch vorgelesen hatte und er an der Reihe war. Dann war ihm jede Ausrede recht, sich aus dem Staub zu machen. Und wenn Hodan nicht lockerließ, wurde er wütend, kletterte auf den Eukalyptusbaum und kam nicht mehr runter.

Sein Eukalyptusbaum. Sein Lieblingsplatz.

Nach einem Streit mit seinem Bruder Nassir war er einmal bis in die Krone geklettert und zwei Tage oben geblieben. Niemand konnte ihn runterholen, kein anderer kam so hoch hinauf. Nassir versuchte alles, redete lange auf ihn ein, aber es war nichts zu machen. Erst in der zweiten Nacht kam Ali herunter, völlig ausgehungert.

Seitdem nannten wir ihn manchmal Äffchen. Nur ein Äffchen konnte so hoch klettern, bis in den Wipfel. Und er ließ sich lieber so nennen, als lesen lernen zu müssen.

Jedenfalls gab Ali immer mächtig an, dabei war er langsamer als ich, obwohl er ein Junge war. Er hatte zwar mehr Kraft und besiegte mich beim Raufen, aber er war langsamer.

Wenn er mich ärgern wollte, sagte er, ich sei eine *wiilo*, ein Mannweib, und könne nur deshalb so schnell rennen. Er sagte, ich sei ein Junge, der im Körper eines Mädchens auf die Welt gekommen sei, hätte eine Rotznase wie die Jungs, und bestimmt werde mir später mal ein Bart wachsen, genau wie seinem Vater, Aabe Yassin. Er musste mir das nicht sagen, ich wusste selbst, dass an mir etwas Männliches war und dass mich die Leute nicht gerade für eine perfekte Tochter des Korans hielten, wenn ich unver Schleiert an ihnen vorbeirante, ohne *hidschab*, mit einem viel zu großen T-Shirt und kurzen Hosen, in denen ich wie ein dürrer Olivenzweig steckte.

Aber abends nach dem Essen, wenn die Erwachsenen ihren Spaß daran hatten, uns bei einem Wettrennen um ein Schokoladen-*angero* oder eine süße Sesamkugel zuzuschauen, zeigte ich es ihm. Der Hof war der Lebensmittelpunkt aller Familien, im Krieg verließ man das Haus möglichst selten.

Wenn Hooyo Dahabo mithilfe meiner Schwestern auf dem *burgico*, dem Kohlebecken, das so groß war wie eine ganze Kuh, das Abendessen für alle gekocht hatte und wir alles aufgegessen hatten – meistens gab es Brot und Gemüse oder Reis und Kartoffeln, manchmal auch ein Stück Fleisch –, dann präparierten Aabe Yusuf und Aabe Yassin unsere »Aschbahn«. Die größeren Geschwister feuerten uns an, und Ali und ich positionierten uns wie zwei Champions an der Startlinie, die Hände auf dem Boden. Wir hatten sogar Blöcke, die Aabe aus zwei Melonenkisten

gebaut hatte. Um die Strecke zu markieren, schleiften Said und Nassir, meine ältesten Brüder, mit den Füßen über den Boden, vom Ende des Hofes bis an die Lehmmauer, ungefähr dreißig Meter, dann beschrieben sie eine Kurve und markierten eine weitere Bahn, die wieder zum Ausgangspunkt zurückführte.

Ich gewann immer.

Ali hasste mich dafür, aber am Ende teilte ich fast immer meinen Sesamkuchen mit ihm – und es gab nichts, was mir besser schmeckte als Sesamkuchen. Vorher musste er mir aber versprechen, mich nie mehr Wiilo zu nennen. Erst dann gab ich ihm die Hälfte ab.

An jenen Sommerabenden, wenn die Luft endlich etwas abkühlte, spielten Hodan und ich nach den Wettrennen *shentral*. Es waren schöne, entspannte Tage, an denen wir alle den Krieg vergaßen. Beim Shentral malte man einen Kasten auf den Boden und schrieb die Ziffern von eins bis neun rein. Man warf ein Steinchen und musste dann den Kasten ganz nach oben hüpfen. Unsere Brüder spielten *griir*. Sie saßen auf dem Boden, warfen Steinchen in die Luft und fingen sie wieder auf.

Manchmal gesellte sich Ahmed zu uns, ein Freund von Nassir. Ahmed war siebzehn, genau wie Nassir und Said. Ich und Ali fanden ihn sehr erwachsen, und ich und Hodan wunderschön und unerreichbar. Ahmed hatte olivgrüne Haut und helle Augen, was in Somalia ganz selten war, von einem Grün, das im Mondschein leuchtete und seinen Blick noch stolzer machte.

Einmal fragten wir ihn, weshalb seine Augen so anders waren, da machte er mit den Fingern das Zeichen für Sex, einen Kreis, in den er den Zeigefinger steckte und wieder



Giuseppe Catozzella

**Mit Träumen im Herzen**

Roman nach einer wahren Geschichte

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 256 Seiten, 11,8 x 18,7 cm  
ISBN: 978-3-328-10059-1

Penguin

Erscheinungstermin: Dezember 2016

Sie kam als Letzte ins Ziel, doch ihr Foto ging um die Welt. Millionen waren bei den Olympischen Spielen 2008 von der somalischen Läuferin Samia und ihrem eisernen Willen gerührt. Doch nur wenige wissen, dass die junge Frau danach in ihrer Heimat keine Unterstützung mehr erhielt und sich auf die lange illegale Reise nach Europa machte. Ihre Odyssee fand 2012 vor Lampedusa ein tragisches Ende.

Der italienische Journalist Giuseppe Catozzella hat Samias Geschichte recherchiert und mit ihrer Schwester gesprochen. In einer einfachen und emotional berührenden Sprache lässt er Samias Welt entstehen und gibt der verschollenen jungen Frau eine Stimme.



[Der Titel im Katalog](#)